

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zum
Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

E. Konfort.

Dummerle.

Aus einer jungen Ehe. Von W. Kabel. (Nachdruck verb.)

Genau einen Monat waren wir verheiratet, als ich zum erstenmal merkte, daß Mela irgendein Geheimnis vor mir hatte. — Früher als gewöhnlich kehrte ich eines Mittags aus der Fabrik heim, schloß möglichst geräuschlos den Vorflur auf und schlich an die Tür der Küche, wo ich mein Frauchen um diese Zeit, so kurz vor dem Essen, bestimmt anzutreffen hoffte. Um eine Köchin halten zu können, dazu langte es bei uns vorläufig noch nicht. — Doch so sehr ich auch meine Augen anstrengte, — hinter den Milchglascheiben reate sich nichts. Kein Schatten huschte eilfertig vorüber, auch nicht das leise Klappern von Töpfen und Tellern war zu hören. Und diese geradezu beängstigende Stille herrschte nicht nur in der Küche, sondern auch in den übrigen Räumen der kleinen Wohnung.

Während ich noch ahnungslos lauschend dastand, drang mir plötzlich ein Geruch in die Nase, der verzweifelte Ähnlichkeit mit den beißenden

Düften stark angebrannten Fleisches hatte und traglos aus der Küche kam. — Kein Zweifel, Mela hatte noch irgendeine Versorgung in der Nähe zu erledigen und war gar nicht daheim. Daß mittlerweile das Essen verdarb mein Frauchen hatte am Morgen von geschmorten Kalbsrippeu gesprochen, ahnte die Armut gar nicht, die auf ihrem Wangen vielleicht auch länger aufgehalten worden sein mochte, als sie wohl erwartete.

Ein wahres Glück also, daß ich heute so vorzeitig erschien und daher das Schlimmste noch verhüten konnte.

Ohne mich weiter in acht zu nehmen, riß ich die Küchentür auf, schob schleunigst den Kochtopf, aus dem die verdächtigen Gerüche aufstiegen, von der Gasflamme herunter und öffnete dann beide Fensterflügel. Als ich mich wieder umwandte, stand

Mela, noch im Hauskleid, vor mir und starrte mich mit weiten Augen wie eine Erscheinung an.

„Fritze... du...?“ In dem Tonfall dieser beiden Worte lag alles andere, nur nicht freundliche Überraschung. Deutlich hörte ich eine gewisse Verlegenheit, eine schlecht verhehlte Angst heraus.

Die Begrüßung zwischen uns war daher auch einige Grade weniger zärtlich als sonst. Noch nie hatten Melas weiche Lippen so flüchtig auf den meinen gerührt. Vielleicht hatte ich mein kleines Dummerle durch mein Einschleichen wirklich erschreckt, vielleicht lenkte auch der Duft des angebrannten Fleisches ihre Gedanken ab. Denn daß auch ihr feines Näschen das kleine Pech sofort gewittert hatte, merkte ich daran, wie sie argwöhnisch die Luft einsog, während ich sie noch zärtlich umschlungen hielt. Und kaum hatte ich sie freigegeben, als sie auch schon an den Herd eilte und den Schaden in Augenschein nahm.

„Fritze — gieße doch eine Tasse Wasser zu“, bat sie in auffälliger Hast, „und schiebe nachher den Topf wieder über die Flamme.“

Damit war sie schon wieder hinaus. Kopfschüttelnd blieb ich

zurück. — Ich wußte nicht, was ich von ihrem Verhalten denken sollte. — Was konnte denn nur drinnen in den Zimmern ihre Aufmerksamkeit so ganz in Anspruch genommen haben, daß sie nicht einmal Zeit fand, hin und wieder nach meinem geliebten Schmorrippechen zu sehen...? — Und warum kommandierte sie mich jetzt hier zur Hilfeleistung...? Etwa um noch ein Weilchen drüben allein zu sein und das verbergen zu können, was



Schneefertige Maschinengewehr-Abteilung einer Schneeschuhtruppe. Phot. Friedrich Dejer.

ihre mehr am Herzen lag als die tadellose Zubereitung unseres bescheidenen Mahles...?

Ebenso schnell, als sie kamen, vertrieb ich aber auch diese törichtesten Gedanken. Mela war treu wie Gold. Das wußte ich. Wir beide hatten sechs lange Jahre trotz des Widerstandes unserer beiderseitigen Eltern aneinander festgehalten und in dieser Zeit

des Kämpfens um unser Glück das beste Fundament für eine spätere, wahrhaft harmonische Ehe in unseren Herzen errichtet: ein gegenseitiges, durch nichts zu erschütterndes Vertrauen, das in den kleinen Intrigen, die zum Zwecke unserer Trennung eingefädelt worden waren, längst die Feuerprobe bestanden hatte. — Ich schämte mich meiner Zweifelsucht daher ehrlich und hielt mich jetzt sogar länger als nötig in der Küche auf, um mich dadurch selbst ein wenig für mein lächerliches Mißtrauen zu bestrafen.

Nachher trat mir Mela mit solcher Harnlosigkeit und so fröhlich entgegen, daß ich meinem Leibgericht trotz des bitteren Beigeschmacks der Sauce mit größtem Appetit zusprach. Nur reichlicher hätte die Mahlzeit sein können. Offenbar hatte mein kleiner lieber Spitzbube die allzu stark — sagen wir schon „gebräunten“ Stücke vorher beiseite geschafft. —

Wochen vergingen. Aber seit jenen angebrannten Kalbsrippchen wartete ein fester, immer häufiger wiederkehrender Ansturm über Melas Kochkünste. Mit der Engelsgeduld und der schwer zu erschütternden Nachsicht des Jungvermählten nahm ich die Attaden auf meine Geschmacksnerven hin. Wenn's nur dabei geblieben wäre ...! Wer auch Melas sonstiges Verhalten mir von Tag zu Tag rätselhafter. Sie, deren Klappermäulchen früher kaum einen Augenblick still stand, zeigte eine so verträumte Wortfargheit, daß ich sie täglich mehrmals sanft daran gemahnen mußte, mir wenigstens meine Fragen zu beantworten. Stets schien sie mit ihren Gedanken weit fort zu sein. Umsonst forschte ich mit den zärtlichsten, schmeicheleichen Worten nach der Ursache ihrer so auffälligen Geistesabwesenheit. Stets bekam ich daselbe zu hören: „Wirklich, Schatz, du bildest dir das alles nur ein. Jeder leidet doch bisweilen unter Stimmungen, die uns sozusagen anfliegen, und in denen man stiller als gewöhnlich ist.“

Ich ließ mich jedoch nicht so leicht täuschen und begann Mela nun schärfer zu beobachten. Dabei stellte ich zunächst fest, daß sie regelmäßig am Mittelfinger der rechten Hand links von dem sauber gepflegten Nagel ein durch Tinte leicht geschwärztes Nadelchen hatte, wie man dies häufig bei Menschen findet, die viel schreiben und die Angewohnheit haben, den Federhalter ganz kurz zu fassen. Weiter merkte ich, daß wir in unserem Haushalt geradezu unheimlich viel Tinte verbrauchten. Ich selbst war daran schuldlos. Also mußte notwendig Mela den Inhalt der drei leeren Tintenfläschchen, die ich in den letzten sechs Wochen auf meinem Schreibtisch halb verborgen hinter dem Briefständer entbedt hatte, seiner natürlichen Bestimmung zugeführt haben. Auch mein Vorrat an weißem Papier zeigte sich, als ich einmal eine Eingabe an eine Behörde aufsetzen mußte, bis auf einen winzigen Rest zusammengeschnitten. Im Haushalt konnte Mela all die großen Bogen kaum verwandt haben. Wozu auch?

Within blieb nur eine Möglichkeit übrig, wenn man diese von mir eben erörterten Momente logisch zu einer Kombination vereinte: mein Dummerle beschäftigte sich mit irgendeiner längeren schriftlichen Arbeit, die an den vielen verdorbenen Speisen, an der Zerstretheit, den geschwärzten Fingern und dem enormen Tinten- und Papierverbrauch schuld war. — Aber was für ein Opus konnte das nur sein? Stellte sie vielleicht ein neues Kochbuch zusammen? Das war bei ihrer Kunstfertigkeit im Zubereiten billiger und schmackhafter Speisen eigentlich das Nächstliegende. Nun, ich würde schon dahinterkommen!

Eine recht unamännliche Neugierde hatte sich meiner bemächtigt, die mich dann dazu verführte, Mela eine regelrechte Falle zu stellen. Denn meine mühsam gesammelten Verdachtsgründe und die daraus hervorgegangenen Schlüsse mochte ich ihr nicht mitteilen, schon um sie nicht zu einer Kollage zu verleiten.

Auf meiner Schreibtischplatte lag stets ein starker, großer Bogen rotes Löschpapier vor dem schweren Dampfschreibzeug. Ehrlich gestanden nur deswegen, weil ich einmal aus Unachtsamkeit in den grünen Tuchbezug der Platte mit der Zigarre ein schändliches Loch gebrannt hatte, das auf diese Weise den Blick unserer Gäste entzogen werden sollte. Ein neuer Bezug hätte nämlich sechs Mark gekostet. Rotes Löschpapier gab's aber schon für zehn Pfennig den Bogen.

Und diese zehn Pfennig opferte ich und vertauschte heimlich den bisherigen, von dunklen Flecken und Schriftspuren bereits über und über bedeckten Bogen gegen einen ganz neuen. Um das Maß meiner Hinterlist noch voll zu machen, schloß ich dann auch meinen Dampfschreiber, der zu der Schreibtischgarnitur gehörte, in eine Mela nicht zugängliche Schublade ein. So wollte ich mein Frauchen zwingen, ihr Geschreibsel auf der zarten Fläche des neuen Löschblattes abzufräsen.

Als ich am nächsten Mittag nach Hause kam, benutzte ich die gute Gelegenheit, als Mela den Tisch im Nebenzimmer deckte, zur Prüfung des roten Löschpapiers. Ungefähr zwölf etwas ineinanderlaufende Reihen von Schriftzügen waren deutlich darauf zu sehen. Mein Taschenspiegel, den ich dicht hinter die einzelnen

Zeilen hielt, und auf dessen Glas mir dann deutlich lesbar die Worte entgegenleuchteten, enträtselte mir schnell das ganze Geheimnis. Die Sätze, die ich so zu entziffern vermochte, hatten anscheinend gar keinen Zusammenhang, sagten aber trotzdem genug: „... Kitty ging in diesen Wochen vor ihrer Hochzeit wie im Traum einher. Sie war seit jener ...“

... mußte aber doch Liebe sein, die sie empfand, denn sonst hätte sie ja jede Achtung ...“

... und mit dem verzweifeltsten Ringen eines Schwimmers, der dem Ertrinken nahe ist, versuchte John Brown Kitty zu ...“

... mit der Bitte, den beifolgenden Roman zu prüfen und mir baldigt Bescheid zukommen zu lassen. Rückporto füge ich ...“

In der nächsten Minute stand ich schon Mela gegenüber, die soeben mit dem vollen Tablett aus der Küche kam.

„Mela,“ sagte ich dumpf, „versuche nicht weiter zu leugnen. Damals die Kalbsrippchen, inzwischen noch vieles andere und vorgestern die Koteletts mußten sich eine unrichtige Behandlung gefallen lassen, weil du ... Schriftstellerin!“

Das war fraglos recht zart ausgedrückt! Und dennoch — nur das Jongleurartig fixe Zugreifen meiner Hände rettete unser Mittagessen vor einer allzu innigen Verührung mit dem neuen Teppich.

Mela war auf den nächsten Stuhl gesunken und weinte schon herzzerreißend, während ich noch das Servierbrett auf dem Esstisch in Sicherheit brachte.

Ich ließ ihr ruhig Zeit, sich von dem ersten Schreck durch wahre Tränenströme zu erholen. Als nur noch vereinzelt Zähren die stüchen Wangen nekten, geleitete ich sie mit sanfter Gewalt zu unserem lieben Sopaplätzchen, wo ich sie auf meine Arnie zog und ihr Köpfchen an meine Brust bettete. Und dann beichtete sie ...

Schon als Mädchen hatte sie, wovon sie mir freilich nie etwas zu sagen wagte, hin und wieder kleine Novellen geschrieben, — nur zu ihrem eigenen Vergnügen, da diese Art, ihre Phantasie spielen zu lassen, ihr Freude und Befriedigung gewährte. Dann war sie gleich in der ersten Zeit unserer Ehe so viel allein gewesen. Ich hatte mit einer kurzen Mittagspause von morgens bis abends in der Fabrik zu tun, und in unserem kleinen Haushalt gab es nur wenig Beschäftigung für sie. Und so war ihr der Gedanke gekommen, einmal auch eine größere schriftstellerische Arbeit zu beginnen.

„Erst sollte es wieder nur eine Novelle werden, Fräulein,“ gestand sie leise. „Aber sehr bald packte mich der Stoff derart, daß ich die verschiedenen Situationen und die Charaktere der Personen immer eingehender auszumalen begann. Oft vergaß ich alles um mich her, wenn ich in deinem Zimmer an dem Roman schrieb. Das waren die Vormittage, wo du dann halb verdorbenes Essen vorgesetzt bekamst.“ Bei dieser Stelle drängten sich abermals ein paar Tränen der Reue hervor.

„Heute habe ich nun den Roman beendet, Fräulein,“ fuhr sie zögernd fort und senkte den Kopf noch tiefer. „Und heute gebe ich dir auch das Versprechen, daß ich nie wieder die Feder anrühren und nie mehr meine Pflicht über dieser meiner harmlosen Leidenschaft vergessen werde, wenn ... wenn ich das Glück habe, den Roman gedruckt zu sehen. Dies ist mein sehnlichster Wunsch, mein ganzer Ehrgeiz.“

Ich glaubte nicht recht gehört zu haben. — Mein Dummerle, mein kleiner, lustiger Spitzbube wollte das Geschreibsel also wirklich einer Redaktion anbieten, — oder womöglich noch einem Verleger ...?! Das war ja mehr als Torheit, das war eine geradezu lächerliche Selbstüberschätzung ...! Wer mir vor meiner Hochzeit gesagt hätte, daß ich meiner Mela noch einmal würde Blaustrumpf-Neigungen austreden müssen, den hätte ich schon ausgelacht ...! Und jetzt ... jetzt ...?!

„Kind,“ begann ich daher ganz väterlich, „du wirst doch nicht im Ernst die Absicht haben, deinen sogenannten Roman irgendwo anbringen zu wollen. Weißt du auch, welche Schwierigkeiten sich diesem Vorhaben in den Weg stellen ...?! Du als völlig unbekanntem Autorin!“ — ich brachte diese tönende Bezeichnung für mein Dummerle wirklich über die Lippen! — „wirst eine Unmenge Porto verschwendend und dies nur mit dem einen Erfolg, daß du deine Arbeit stets zurück erhältst — stets! Denke an die qualvollen Wochen der Erwartung, die du dir bereitest, wenn der Roman unterwegs ist. Du wirst deinen Frohsinn verlieren, wirst ...“

Da unterbrach sie mich mit einem einzigen Wort.

„Seilmann ...!“

Es klang wie zages Hassen durch die zwei Silben, die den Namen meines besten Freundes bildeten.

Ich begriff sofort, welche Ideenverbindung Mela gerade auf Heinz Seilmann gebracht hatte. Bei ihm als dem Feuilleton-Redakteur der angesehensten Zeitung unserer großen Industriestadt dachte sie eben die zur Verwirklichung ihrer ehrgeizigen Wünsche notwendige Unterstützung zu finden.

Umsonst versuchte ich ihr klarzumachen, daß Seilmann geradezu mit Arbeit überhäuft sei und man ihn schon deswegen mit solchen

Anliegen nicht belästigen dürfe. Sie ließ nicht locker, bat, schmeichelte und erreichte schließlich auch, daß wir beide einen regelrechten feierlichen Vertrag schlossen, der die Verpflichtung jedes von uns genau festlegte und dabei doch meine eigene Großmut und Opferfreudigkeit in das vorteilhafteste Licht setzte. —

Abends machte ich mich dann daran, Melas zweihundert Seiten starkes Opus durchzulesen. Ich bin nun der profaischste Mensch, den es nur geben kann. Meinen einzigen Lesestoff bildeten seit Jahren ausschließlich technische Fachblätter und meine Zeitung. Um einen Roman auch nur einigermaßen beurteilen zu können, dazu fehlte mir so ziemlich alles. Trotzdem wollte ich wenigstens feststellen, ob mein Frauchen nicht gar zu törichtes Zeug zusammensabuliert hatte. Von meiner Entscheidung sollte es dann abhängen, ob wir Seilmann ins Vertrauen ziehen oder ob ... „Menschen abseits der Heerstraße“ einen wohl nur für Mela schmerzvollen Flammentod finden würden.

Meines Dummerle zierliche, übersichtliche Handschrift bereitete mir keine Schwierigkeiten. Ich kam also recht schnell vorwärts. Zunächst interessierte mich der Stoff herzlich wenig. Nur das eine merkte ich bald: Mela schrieb wirklich einen klüglichen, dabei scheinbar recht eigenartigen Stil. Manche Wendungen überraschten mich geradezu, nicht minder ihre Art, wie sie Naturschönheiten und Situationen plastisch darzustellen verstand. Doch bereits nach dem ersten Kapitel begann ich dann auch die Handlung mit größerer Aufmerksamkeit, bald sogar mit Spannung, zu verfolgen.

Es war fast zwölf Uhr geworden, als ich das Manuskript wieder in den blauen Dedel zurücklegte. Mein Frauchen, die bis dahin mühschenstill bei ihrer Handarbeit am Küchentisch in meinem Arbeitszimmer gesehen hatte — scheinbar scheinbar vor Erwartung —, war jetzt mit wenigen Schritten an meiner Seite. Ich stand auf und schloß sie wortlos in meine Arme.

„Meinst du, daß er etwas taugt?“ fragte sie dann zaghaft. „Nun, — bei einer kleinen Provinzzeitung wird Seilmann ihn wohl unterbringen“, erwiderte ich, ihr die heißen Wangen streichelnd. „Besonders, wenn wir noch das kleine Draufgeld zahlen“, setzte ich vorsichtig hinzu. Worauf Mela mit in überströmender Freude einen langen, langen Kuß gab.

Bereits am nächsten Tag machte ich mich dann mit dem sauber verschürzten Roman betitelt „Menschen abseits der Heerstraße“ auf den Weg zu Heinz Seilmann, nachdem ich mich durch telephonische Anfrage vergewissert hatte, daß ich den Freund auch auf seinem Redaktionsbureau antreffen würde.

Schweigend hörte Seilmann mir zu, als ich ihm die Entstehungsgeschichte des Romans mit allen Einzelheiten erzählte.

„Ich verlange nun insofern wohl nichts Unmögliches von dir“, fuhr ich dann fort, „als ich der Redaktion des Provinzblättchens, der du durch deine Beziehungen vielleicht die Arbeit aufzwingst, noch hundert Mark für die Veröffentlichung des Romans bezahlen will, nur damit Mela sich gedrückt sieht und fortan ihrem Berühmten gemäß alle weiteren schriftstellerischen Versuche aufgibt. Es sind dies die hundert Mark, die ich mir zurückgelegt hatte, um meiner Frau davon zu ihrem Geburtstag eine Pelzgarnitur zu kaufen. Wie sehr Mela der Ehrgeiz plagt, ersiehst du schon daraus, daß sie auf die Garnitur sofort verzichtete, als ich ihr den Vorschlag machte, auf diese Weise die Drudlegung ihres Wertes durchzusetzen. Ich meine, für diesen Preis wird sich eine bescheidene Redaktion wohl bereit finden, den Roman anzunehmen.“

Gut, daß mein Dummerle die Antwort Seilmanns nicht hörte, sonst wären sie wohl für alle Zeiten geschiedene Leute gewesen.

„Wenn's nicht gerade allzu haarträubender Unsinn ist, — sicher!“ sagte er gleichmütig. „Daß nur das Manuskript gleich hier. Bei Gelegenheit schaue ich mal hinein. Die hundert Mark schickst du mir, falls nötig, später zu.“

Da er wieder sehr beschäftigt schien, verabschiedete ich mich, nachdem ich ihn noch zu der kleinen Feier, die wir an Melas Geburtstag veranstalteten, eingeladen hatte. —

Seit der Roman nicht mehr im Hause war, hatte sich so manches bei uns geändert. Das tadellose Essen und Melas heitere Stimmung ließen mich schnell die kleine Verirrung meines im Grunde doch recht tüchtigen und wirtschaftlichen Frauchens vergessen. Von Seilmann hatten wir in den inzwischen verflossenen zwei Wochen nichts gehört. Da, kurz vor Melas Geburtstag, erhielt diese eine Postkarte von ihm mit der kurzen Mitteilung, daß er den Roman untergebracht habe und ich ihm daher die hundert Mark, wie vereinbart, einsenden möchte. Die liebe, törichte Verfasserin, die sich diesen Erfolg durch den Verzicht auf die langersehnte Pelzgarnitur erkauft hatte, strahlte vor Glück und trug höchst eigenhändig das Geld auf das nächste Postamt. Mir hätte ich gedacht, daß ein so unbezähmbarer, opferfreudiger Ehrgeiz in ihrem Herzen wohnte.

Wie ich dann am Geburtstage selbst mittags aus dem Dienst

nach Hause kam, flog mir Mela im Korridor mit einem Jubelruf um den Hals.

„Du lieber, lieber Mann, du unglaublicher Verschwendet ...!“ rief sie mit vor Nahrung tränenverschleierten Augen. „Und echt Stunk! Die Garnitur muß ja eine Unmasse Geld gekostet haben!“

Ich bin überzeugt, daß ich in dem Augenblick wenig geistvoll dreinblickte. Melas Worte waren ja für mich lauter unlösbarer Rätsel.

Jetzt erst sah ich, daß um ihre Schultern eine breite, dunkle Pelzhola lag und ihre Linke in einem kleinen Ungetüm von Muss steckte. Mein Gesichtsausdruck mußte meine Gedanken, meine Zweifel und Befürchtungen recht deutlich widerspiegeln. Denn Melas Arme sanken plötzlich matt herab. Und stockend fragte sie dann, mich ängstlich anblickend:

„Was hast du nur, Fritz? Du machst so ein ...“

„... ja, ein Gesicht wie jemand, der diese Stunkgarnitur gar nicht gekauft hat; stimmt!“ meinte ich kleinlaut. Denn ihr diese Enttäuschung gerade heute bereiten zu müssen, fiel mir schwer.

„Aber ... in dem Karton liegt doch eine auf deinen Namen ausgestellte quittierte Rechnung über dreihundert Mark“, stotterte sie. „Du willst mich wohl nur ein wenig zappeln lassen, du schlechter Mensch?“ fügte sie dann hoffnungsfroh hinzu.

Ich schüttelte traurig den Kopf. „Drehundert Mark ...!! — Kind, wo sollte ich die wohl hergenommen haben! — Vielleicht führt hier in der Stadt ein zweiter meinen Namen. Nur so kann ich mir die Sache erklären.“

„Aber mit dem Karton steht doch unsere genaue Adresse. Komm, überzeuge dich selbst.“

Aber auch dadurch wurde ich um nichts klüger. Die Adresse stimmte, die Rechnung ebenso. Dagegen ließ sich nichts sagen. „Nun, wir können ja auf sehr einfache Weise dahinter kommen“, meinte ich schließlich. „Ich telephoniere das Pelzgeschäft sofort an und bitte um Aufschluß über diese mysteriöse Geschichte.“

Diese Absicht sollte nie ausgeführt werden. Denn wie Mela nun auf das plötzliche Anschlagen der Klingelöhre öffen ging, hörte ich in mein Zimmer. Seilmanns drohnenden Baß, mit dem er „seiner lieben Frau Melanie“ herzlich gratulierte.

Kaum hatten wir uns dann begrüßt, als mein Freund schon mit einem schlecht unterdrückten Lächeln feierlich begann:

„Kinder — setzt euch, bitte! Ich habe euch nämlich eine Eröffnung zu machen, die euch vielleicht etwas aus dem Gleichgewicht bringen dürfte. — So, das ist brav. — Und nun, mein lieber Fritz, muß ich dich zunächst bitten, nie wieder dein Frauchen mit dem Kosenamen 'Dummerle' zu benennen. Denn auf die Autorin eines Romans, der demnächst in unserer Zeitung erscheinen wird, und für dessen Erstabdruck wir unbesehen das übliche Honorar von sechzehnhundert Mark zahlen, paßt eine solche Titulatur, so lieb sie auch gemeint sein mag und so zärtlich sie auch aus deinem Munde klingt, auf keinen Fall.“

Seilmanns rundes Gesicht strahlte jetzt förmlich vor Übermut.

„Kinder, hört weiter ... Die Pelzgarnitur habe ich auf eigene Verantwortung gekauft und zur Bezahlung die mir ahnungslos von euch eingeschickten hundert Mark mitverwandt. Die fehlenden zweihundert erlaubte ich mir auszuliegen. Frau Melanie mag sie mir zurückgeben, wenn sie von unserer Klasse das Honorar erhalten hat — und das kann schon morgen nach Erledigung einiger kleiner Formalitäten geschehen. — Und nun, verehrteste Freundin, will ich meinem ersten Glückwunsch noch einen zweiten hinzufügen. Sie besitzen unbestritten ein starkes Talent. Ihre 'Menschen abseits der Heerstraße' sind vollkommen dreifach. Ich selbst bin stolz darauf, diesen neuen Stern am literarischen Himmel entdeckt zu haben, dem ich mit diesem Handkuß meine Verehrung und Bewunderung, zugleich auch meinen aufrichtigsten Glückwunsch zu diesem ersten Erfolge ausspreche, dem noch recht viele weitere sich anreihen mögen.“

Dieser eine Geburtstag Melas wird mir unvergesslich bleiben. Nicht etwa wegen der hohen Sektrechnung, die ich nachher zu bezahlen hatte, sondern weil ich, der Watte des kleinen, lieben Dummerle, an jenem Tage der „Mann einer berühmten Frau“ wurde und wir seitdem viele, viele Mädchen in lieblicher Abwechslung gehabt haben, von denen auch nicht eine meine Lieblingsgerichte so schmadhaft zuzubereiten verstand wie Mela, die jetzt nie mehr in die Küche kommt, dafür aber durch ihre literarische Tätigkeit reichlich ebensoviel verdient wie ich und trotzdem das geliebte ist, was sie mir war, — mein zärtliches, lustiges und glückliches ... Dummerle.

Ein unfehlbares Mittel.

Anekdote von Richard Rieh (München). (Nachdruck verb.)

Die vier Herren: ein Oberleutnant, zwei Stabsärzte und ein Herr vom freiwilligen Automobilkorps, fuhren schon von St. Quentin an in dem Abteil zweiter Klasse des D-Zuges, der sie

zu kurzem Urlaub in die Heimat bringen sollte. Jeder hatte seine behagliche Ecke, man streckte, ohne falsche Scheu, die Füße von sich und schlief, in hemdsärmeligem Behagen. Man plauderte auch, tauschte Jugend-erinnerungen und erzählte einander die Anekdoten und Witze, die man aus den letzten illustrierten Blättern der Liebesgaben- sendungen im Gedächtnis behalten hatte.



Deutsche Liebestätigkeit am Marmarameer. (Mit Text.)

Eines war durch gemeinsamen Beschluß verboten: Kriegserlebnisse aufzutischen. — Gleich, als einer der sehr kriegerisch gesinnten Ärzte mit einer Kampf-

geschichte aufwarten wollte, hatte der Oberleutnant gesagt: „Nameraden, wir kommen eben aus einem Kriege, den wir alle erlebt haben, und fahren in einen Krieg, den wir werden rekonstruieren müssen. Wollen wir da nicht wenigstens diese Stunden hier vergessen lassen; daß jeder von uns seinen geladenen Revolver in der Hosentasche hat?“

So hatte man denn alle Marsgedanken verbannt und in friedlichem Humor seine Unterhaltung gefunden.

Das ging so weiter — bis Mex. Hier begann sich ein Ver-

hängnis gegen die Gemütlichkeit der kleinen Reisegesellschaft zu rüsten: die Allein herrschaft über ihr Abteil machte man den Heimkehrenden streitig, und — nun, es war noch dazu eine Dame, und zwar eine ältere Dame, und — ich läge nicht! — eine Dame, um deren Erscheinung weniger der verdächtige Dünstkreis weiblicher Reize, als vielmehr die sehr bemerkbare Körperlichkeit zahlloser und gepäckstüde gebreitet lag.

„Der Krieg beginnt wieder“, sagte der vorlaute Automobilist, als die Dame das Abteil noch einmal verlassen hatte, um von der reichlichen Gesellschaft, die sie zum Zug begleitet hatte, Abschied zu nehmen. „Jetzt ist es vorbei mit unserer friedlichen Gemütlichkeit!“

Alle zogen nun die Beine vorschriftsmäßig ein und saßen da wie in einem Ballsaale.

„Ich will mit einem Engländer, meinezeitweilen sogar mit einem farbigen, Bruderschaft trinken, wenn die verheerliche Reisegeosin uns nicht jogleich zum Verrat militärischer Geheimnisse zwingt. Sie wird wohl verlangen, daß wir ihr das Gruseln beibringen. Man schrieb mir, daß auf allen heimlichen Kaffeekatschereien von heute Schützengraben und Sturmangriffstrumpf sind.“

Der Oberleutnant lächelte, als er dieses hörte. Er sagte: „Was für eine Belohnung kriegen ich, wenn es mir gelingt, unsere Gefährtin zu baldiger Stellungsveränderung zu bewegen?“

„Ich besitze ein Ehrendiplom einer englischen medizinischen Gesellschaft“, sagte der ältere Stabsarzt. „Es gehöre Ihnen!“

„Das Papier wäre mir zu hart“, erwiderte der andere ernst. „Scherz beiseite!“ rief der Automobilmensch. „Unsere ewige



Der erste Frühlinggruß in den Tyroler Bergen.

Dankbarkeit wäre Ihnen ja sicher. Langt Ihnen das?“

Man erfuhr nicht, was der Oberleutnant davon hielt. Denn die Dame erschien, und während der Zug zur Abfahrt piff, richtete sie sich mit all ihren Taschen in der bequemsten Fensterede häuslich ein. Sie musterte die militärischen Reisegeosin und fragte dann, ziemlich übermüßigerweise: „Die Betten kommen von der Front?“

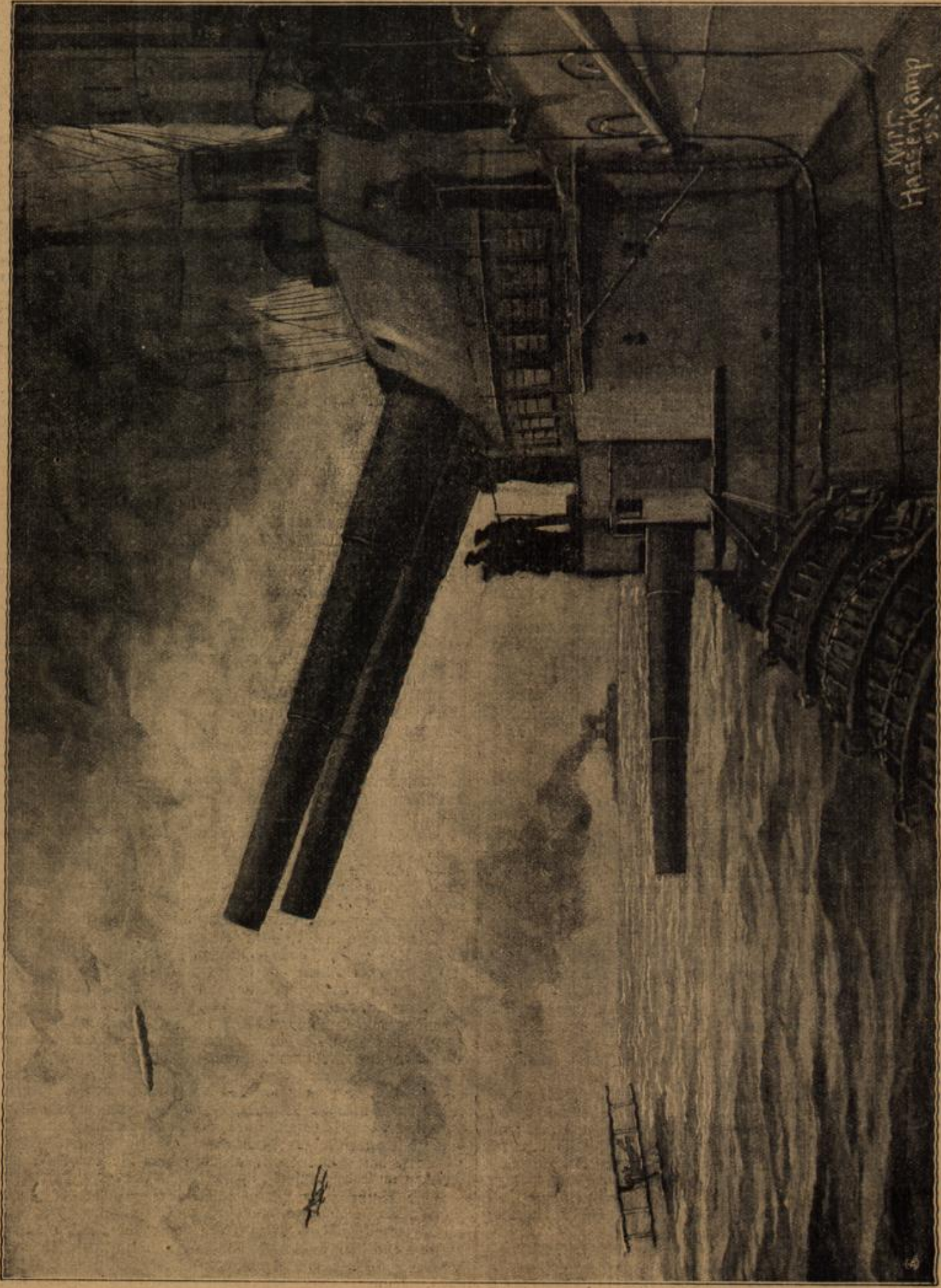
„Ja“, erwidert der Oberleutnant sehr freundlich.

Die deutsche Bäckerei in Leipzig. Phot. Vogel & Co. (Mit Text.)

„Ich habe nämlich auch einen Neffen dabei — vor Arras steht er — Unteroffizier Müller — wenn einer der Herren ihn vielleicht kennt... in Zibul ist er Referendar... in Koblenz... er ist Rheinländer...“

Den Oberleutnant interessierte dies brennend. Er fragte eifrig nach dem Unteroffizier Müller, und die Dame, die ihren Neffen

Hasslerkamp
33



Auf Borbohlen in der Nordsee. Nach einer an Bord eines Panzerkreuzers gefertigten Skizze gezeichnet von Kurt Hoffmann.

gern protegieren wollte, lobte seine soldatlichen Tugenden. Ob der Herr Kesse auch schon gegen schwarze Truppen gekämpft habe?

Das wisse sie nicht. Aber das müsse doch wohl schrecklich sein ... freilich auch interessant ... Ob der Herr Major ...?

Der „Herr Major“ nahm der Dame die willkürliche Mangerhöhung nicht sonderlich übel und erzählte nun: Ja, er habe gegen die Schwarzen gekämpft. Einen Nachtangriff.

Die Dame rühte darauf, aufs höchste gespannt, dichter an den Sprechenden heran.

... grauig sei es gewesen ... wie wilde Tiere ... die Messer in dem Munde ...

„Nein ... aber ...“
 ... man habe geglaubt, in der Wildnis zu sein ... im Urwald ...

„Schrecklich ... schrecklich ... erzählen Sie, bitte ... bitte.“
 ... ins Handgemenge sei man mit den Kerls gekommen ...

„Was muß mein armer Kesse durchmachen ...“
 ... getungen vielfach mit ihnen ... Leib gegen Leib ...

und — mit Respekt zu sagen — gerochen hätte die Bande ...
 „Unglaublich! unglaublich!“

Die Augen der Zuhörerin glühten. Die Kameraden hörten belustigt zu. Aber sie sahen auch den Eifer der Kessefahrerin. Wenn der Oberleutnant so spannende Geschichten weiß, wie konnte er da hoffen, die Dame loszuwerden ...!

„Und haben wir da schließlich gesiegt?“
 ... Besiegt schon, und denken Sie, Gefangene haben wir gemacht ... Gefangene! ... Millionenweise!“

„Alles Schwarze?“ fragte die Dame in höchster Erregung.
 „Nein; — — meistens waren es die unzähligen winzigen, aber sehr störenden Tierchen, die unsere Begner weder zu ihrer noch zu unserer Freude mit sich herumtragen ...“

Die Herren unterdrückten nur mit Mühe ein Gelächter, die Dame aber machte ein verängstigtes Gesicht, und in ihrem Blick lag ein großes Fragezeichen ...

„Ich war zwar nach diesem Kampf — erst vorgestern fand er statt — in einer — — verzeihen gnädige Frau, aber im Krieg ist das nicht anders — in einer Entlausungsanstalt ... aber es scheint, völlig genügt hat es doch nicht, denn ...“

Und der Oberleutnant verzog ingrimmig seine braunen Boden, kniff die Augen zusammen und suchte mit der eiligen Hand ganz unwahrscheinliche Stellen seines Rückens zu erreichen.

Die Dame, die neben ihm saß, wurde ebenfalls merkwürdig unruhig. Sie sah nach allen Seiten und betrachtete ihr Gepäck mit besonders besorgten Augen.

... Die Herren verzeihen ... Sie werden doch gewiß lieber ungestört sein ... Eine Dame ... immer etwas schüchtern ... Wenn Sie mir vielleicht ein wenig behilflich sein würden ... ins Damenabteil ... Verzeihen Sie diese Forderungnahme ...

Die Herren verzeihen ihr alles.

Kosaken und die Dschigitowka.

Von A. Kessil o m m e r. (Nachdruck verboten.)

Über die Kosaken und deren Herkunft herrscht im allgemeinen bei uns immer noch große Unklarheit, wo man sie meist für nomadisierende Wilde oder Halbwilde, wie etwa die Kirgisen und Turkmener, hält. Das ist nicht ganz richtig. Die Kosaken von heute sind Bauern der endlosen Steppen vom Don bis zum Amur, die von der russischen Regierung mit je 15 Hektar Land pro Familie ausgestattet werden, wofür sie verpflichtet sind, mit eigener Uniform und Pferd vom achtzehnten Jahre ab zwanzig Jahre lang Militärdienst zu leisten.

Abgesehen von den bei den Fußtruppen diensttuenden Kubankosaken, sind sie alle geborene Reiter und schon von früher Jugend an im Sattel; Steigbügel benutzen sie nie. Der echte und rechte Kosak ist für sich ein geschworener Feind jeder regelten Arbeit, der nichts weiter kennt als die Steppenjagd hoch zu Ross und seine beliebten Reiter Spiele; die übrige Zeit, die er nicht im Sattel zubringt, lungert er müßig herum, seine Pfeife rauchend. Die ganze Arbeit bürdet er seiner Frau und den sonst vorhandenen weiblichen Familienmitgliedern auf, und nur im Falle der Not, die aber bei ihm schon einen großen Grad erreicht haben muß, läßt er sich herbei, Mithilfe bei der Feldarbeit zu leisten. Ist diese aber dann glücklich erledigt, so gibt es zur Entschädigung ein großes Fest mit Dschigitowka, viel Wodka und anschließender landesüblicher grandioser Reiterei.

Diese Dschigitowka ist nämlich das bei keiner Festlichkeit — und zu einer solchen findet der Kosak stets eine Veranlassung — fehlende waghalsige Reiter Spiel, bei welchem namentlich die Jugend ihre aus fabelhafte grenzende Gewandtheit in der Beherrschung und Dressur ihrer Pferde, sowie im Gebrauch der Waffen zeigen können. Das ganze Dorf (Stanija) versammelt sich dann auf der

Steppe und bildet dort einen großen Kreis, in welchen dann die Teilnehmer an der Dschigitowka, die Dschigiten, bewaffnet, unter Abzingen von Nationalliedern, auf ihren unscheinbaren, struppigen, aber geradezu unglaublich leistungsfähigen, schnellen und intelligenten Rossen einreiten, so den festlichen Aufzug bildend.

Nach einigen Runden ertönt plötzlich ein gellender Schrei und einer der Reiter jagt in vollster Karriere im Kreise herum und dann durch eine Lücke des Zuschauerkreises in die weite Steppe hinaus, von den übrigen Dschigiten unter furchtbarem Geschrei und blinden Gewehr Schüssen verfolgt. Dieser jedoch, nun im Sattel stehend, rast davon, wirft das Gewehr in die Luft, fängt es sicher wieder auf und ruft seinen Verfolgern höhnische Worte zu. Von diesen tragen die Schüsse fortwährend, plötzlich wankt der Verfolgte im Sattel und stürzt vom Pferde; kaum hat er jedoch den Boden berührt, so ist er auch mit einem Sprunge wieder im Sattel und feuert seine Pistolen, an der Seite seines Pferdchens hängend, unter dem Hals desselben hindurch auf seine Verfolger ab. Endlich gelingt es diesen doch, ihn zu umzingeln, aber er ergibt sich nicht, denn plötzlich, mitten im tollsten Jagen, liegt er samt seinem Pferdchen am Boden, durch dieses gedeckt sein Gewehr auf die Gegner abfeuernd. Schließlich wird er aber mittels der nie fehlenden Wurfmaschine überwunden und gebunden weggeführt, während sein Pferdchen regungslos liegen bleibt. Plötzlich ertönt ein schriller Pfiff, das „tote“ Rosslein springt auf und kommt herangaloppiert; mit einem Sprunge ist sein Herr wieder im Sattel und springt mit seinen Kameraden wieder lachend und jubelnd in den Kreis zurück.

Der Dorfälteste, Ataman, legt nun fünf Rubelstücke auf die Erde. Jeder einzelne Dschigit springt heran, um die Geldstücke, an der Seite seines nimmermüden Pferdchens hängend, aufzuheben. Den meisten gelingt es. Diesen werden dann die Rubelstücke nochmals aufeinandergeschichtet hingeworfen, die nun mit einer Pistolentugel so getroffen werden müssen, daß sie klirrend aufspringen. Derjenige, dem dies gelingt, darf die fünf Rubel behalten und dafür seinem schwarzhaarigen Liebchen den ersehnten Schmutz kaufen oder aber auch für sich — Wodka, denn die Kosaken sind, was ja bei Russen im allgemeinen kein Wunder, leidenschaftliche Liebhaber dieses Feuerwassers.

Doch weiter gehen die Reiter Spiele, gegen die unsere Zirkusglanznummern reine Kinderspiele scheinen. Da rast einer auf dem Sattel kopfstehend und sein Gewehr absehend herum, ein anderer springt in voller Ausrüstung über ein oder zwei, ja oft auch über drei nebeneinanderstehende Pferde. Prachtvoll ist auch das Pyramidenreiten, bei welchem die Reiter, auf je zwei Pferden stehend, zwei- und auch dreireihige Pyramiden bauen und dann stehend in diesen Stellungen in vollster Karriere im Kreise herum springen, bis auf einen Pfiff die Pferde plötzlich still stehen und alles übereinander purzelt. Ein nicht minder hübsches und schwieriges Stückchen ist es auch, wenn einer, auf dem Sattel stehend, ein volles Glas des geliebten Wodka auf einem Holzsteller in tollstem Galopp balanciert, das er dann schließlich auf das Wohl des „freien Kosakenheeres“ leert.

Es ist erklärlich, daß es dabei meist nicht ohne Verletzungen abgehen kann, aber auf ein paar Knochenbrüche und derlei „Kleinigkeiten“ kommt es bei diesen zähen Naturburschen nicht an. Wie bei allen Festlichkeiten, so beendet auch die Dschigitowka ein solennes, echt russisches Wodkagelage mit dazugehöriger Reiterei. Das gehört eben einmal zu einem richtigen ländlichen Feste in Rußland.

Die fabelhafte Geschicklichkeit, welche die Kosaken zu Pferde an den Tag legen, ist darauf zurückzuführen, daß die Kosakenjungen sozusagen eher reiten als laufen lernen; sieht man doch schon Knirpse von vier Jahren wie angewachsen auf ihren Pferden sich tummeln, wobei deren Kinderspiele alle auf eine Dschigitowka hinauslaufen. Sind dann die Jungen größer, so beteiligen sie sich auch an der Jagd, die natürlich auch nur zu Pferde unternommen wird, denn das Steppenwild, Hasen, Trappen und ähnliches Getier (ja sogar Schlangen!) werden meist nur mit der Wurfmaschine in vollem Galopp gefangen. Der Woff wird ebenfalls zu Pferde gefetzt und mit der Nagaita, der berühmten sogenannten Kosakenknete, totgeschlagen. Überhaupt, was nur irgendwie möglich, besorgt der Kosak zu Pferd.

Trotz der Gewandtheit dieses echten Reitervolkes, das im Frieden an sechzigtausend, im Kriege wohl aber gut zweihunderttausend Mann stellen dürfte, ist sein kriegerischer Wert, namentlich für die Feldschlacht, erwiesenermaßen nicht groß, da ihm jede militärtechnische Ausbildung fehlt und der Kavallerie als Angriffswaffe bei weitem nicht mehr die Rolle zukommt, wie früher. Dazu kommt noch, daß, wie eingangs erwähnt, das Pferd des Kosaken persönliches Eigentum ist und sogar oft sein ganzes erpantes Vermögen darstellt, weshalb man es dem Steppensohne nicht verübeln kann, wenn er die Vorsicht für den besseren Teil der Tapferkeit hält und sein Pferd nach Möglichkeit zu schonen und

in Sicherheit zu bringen sucht. Für sein im Kriege gefallenes Pferd erhält der Kosak zwar während desselben Erjags, der ihm jedoch nach dessen Beendigung wieder abgenommen wird.

Trotz ihrer Freiheitslieder sind die Kosaken ihren Vorgesetzten in geradezu hündischer Treue ergeben und daher zur Ausführung eines jeden Befehles zu gebrauchen. Deshalb werden sie auch mit Vorliebe zu Polizeidiensten verwendet, wo sie dann die unrühmliche Aufgabe, bei Judenverfolgungen, Studentendemonstrationen und derartigen „Volksaufständen“ durch die Straßen zu sprengen und wehrlose Leute und Kinder mit ihren berüchtigten Nagäßen niederzuhauen, gern und nur zu gründlich besorgen.

Eigentlich von Naturell grausam ist der Kosak indes nicht, er ist eher gutmütig, d. h. im nüchternen Zustande, und nur der Schnapsgenuß, dem er, wie schon erwähnt, leidenschaftlich frönt, weckt seine rohen Instinkte. Im übrigen liebt er es, da seine Begriffe über „Mein und Dein“ sehr im argen liegen, worin er aber von den übrigen ehrenwerten Untertanen „Väterchens“ keine besondere Ausnahme macht, seinen ärmlichen Verhältnissen bei jeder sich bietenden Gelegenheit durch Blündern etwas aufzuhelfen; eine Eigenschaft, die bei Berücksichtigung des Namens Kosak oder richtiger „Kasak“, was freier Mann, gleichbedeutend mit Räuber, bedeutet, weiter nicht verwunderlich ist, und die er mit der Mehrzahl seiner Kameraden im russischen Heere teilt.

Was man nicht sieht.

Frau Dorette hatte Großreinemachen. Kein Stück blieb auf seinem Platz. Die Zimmer sahen aus, als ob die Sintflut darin gehaust hätte. Stundenlang hat das kleine, dralle Fräulein herumschwärmelt mit hochgeschürzten Röcken, glühenden Wangen und kräftigen Armen. Es war eine Freude, ihr zuzusehen. Sei, wie der Ausklopper auf die Polstermöbel niederhauste, wie der Schrubber über die Dielen flog, wie geschäftig Ofen, Fenster und Türen abgeleimt wurden, wie peinlich jedes Teilchen des Kronleuchters ausgepinselt wurde! Endlich nach tüchtiger vierstündiger Arbeit konnte ein Stück nach dem anderen wieder an seinen Platz gestellt, die frisch gewaschenen Gardinen aufgelegt und die Nippfächer aus der Küche, wo sie zur gründlichen Reinigung hingebracht worden waren, heringeholt werden. Erhöht aber mit strahlendem Stolz sah sich Frau Dorette in der Stube um. Prüfend spähte ihr Auge noch einmal in die dunkelsten Winkel, ob sich vielleicht noch in irgendeinem Ecken der Staub verbrochen hatte. Nein, sie durfte mit dem Werke dieses Vormittags zufrieden sein. Nun hieß es eilig nach dem Markt gehen, um die Einkäufe zum Mittagessen zu besorgen, denn in eineinhalb Stunden kommt Herr Hünze nach Hause. Er ist ein peinliche Pünktlichkeit gewöhnt.

Als zur gewohnten Stunde Gustav Hünze sein Heim betritt, rümpft er schon beim Eintreten die Nase: „Puh, das riecht heute so ungemütlich nach Seife und allem möglichen.“

Frau Dorette schweigt, um nicht die Laune des gestrengen Hausherrn noch mehr zu kränken. Doch wie der Beste nicht in Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt, so kann auch die geduldigste und launfrommste Gattin nur selten das drohende Gewitter am Ehemimmel, vielleicht herausbeschworen durch eine schlechte Zigarre, ein zu schnell durch die männliche Gurgel geriselles Glas Bier, oder eine auf nüchternen Magen verzehrte Hummermayonnaise, zurückhalten. Und mit dumpfem Grollen kündigte sich das Nahen des Unwetters an:

„Der Knopf an meinem Hemdbärmel hing nur noch an einem Faden. Er ist mir mitten bei der Arbeit abgerissen“, brummelte ein tiefer Bass.

„Das tut mir leid. Ich werde ihn dir sofort annähen“, gab mit Engelsanstimmt Frau Dorette zurück.

Aber immer dichter zogen sich die schwarzen Wolken zusammen. Der gefürchtete Ehegemaal betrat die Wohnstube und prüfend flog sein Blick umher. „Sag' mal, Frau“, begann er mit geizig-schäbigem Sarkasmus, „was tust du denn eigentlich den ganzen Vormittag? Nicht mal Staub gewischt ist hier! Und die Bilder hängen alle schief! Und hier auf dem Schreibtisch hast du wohl zwischen meinen Sachen herumgewühlt. Über euch Weiber! Erstens tut ihr den ganzen Tag überhaupt nichts. Zweitens: was ihr tut, das ist verkehrt!“

Schweigend, mit zusammengekniffenen Lippen, ging Frau Dorette hinaus, um das Essen herinzuholen. Sie war nicht

geneigt, auch noch die zudenden Blitze des Hohns und der Geringschätzung über sich ergehen zu lassen. Sie wußte, daß ihr Mann sonst ein netter, tüchtiger Mensch war. Sein ganzer Fehler war nur, daß er immer alles sah, was vielleicht ausnahmsweise einmal nicht getan war, dafür aber vollständig blind an all der Fülle von Fleiß, Liebe und Aufmerksamkeit, die ihn tagtäglich umgab, vorüberging. Trotz aller fraulichen Sanftmut wallte doch ein heißer, trotziger Wunsch in Frau Dorettes Herz auf: Wenn ihr Mann nur einen einzigen, einzigen Tag mal die Hausfrauenpflichten übernehmen müßte, dann würden ihm wohl plötzlich die Augen geöffnet werden für all das, was er sonst nicht sah: das emsige Hausfrauenschaffen, das von frühesten Morgenstunden unablässig die Hände regte, die Füße bewegte, nie müde wurde, wie sich selbst Ruhe gönnte.

All das, was geschah, war eben selbstverständlich. Daß sie gestern den ganzen Nachmittag damit verbracht hatte, um die schadhafte Wäsche des Herrn Gemahls durchzusehen und geduldig und sorgfältig auszubessern, daß sie oft stundenlang am Fliatorb saß, um die Niesentöcher in den dünnen Baumwollstrümpfen zu stopfen, den ganzen Haushalt a leim besorgte, keine Arbeit scheute, schrubhte und scheuerte, wusch und wusch, ohne ihre einst zarten Hände zu schonen, daß sie mit liebevollem Verständnis immer wieder die besonderen Wünsche und Bedürfnisse ihres Mannes berücksichtigte, daß sie stillschweigend seine Sachen forträumte, darunter Ordnung hielt, ihn früh und spät bemutterte — das war eben alles selbstverständlich.

Inzwischen hatten sich in der Wohnstube die schwarzen drohenden Gewitterwolken in einen milden Regen aufgelöst. Die elektrische Spannung war schon dagewesen, bevor Gustav Hünze sein Heim betreten hatte, und nur zufällig hatte der erste Blitzzschlag hier eingeschlagen.

Bald erfuhr auch Frau Dorette die Ursache des Unwetters. „Ach, Dorette,“ seufzte er beim Mittagessen, „es kann einem oft alle Lust und Liebe zur Arbeit vergehen. Immer wird an einem herumgörgelt. Da tue ich nun von früh bis spät im Geschäft meine Schuldigkeit, bin morgens der erste, abends der letzte, laufe mir die Gaten ab und schreibe mir die Finger wund. Und der Lohn? Kommt heute mein Chef, wahrscheinlich nach einem solennen Frühstück, um elf Uhr ins Geschäft und fragt mich, was ich denn eigentlich bis dahin getan hätte. Ein gewisser Brief wäre noch nicht geschrieben. Umsonst zahle er seine Gehälter nicht. — Ich sage dir, gekocht habe ich vor Wut. Sollte er nur mal tun, was ich tagsüber leisten muß. Aber da muß er nun gerade auf das stoßen, was zufällig im Drange der Geschäfte vergessen wurde. Überhaupt war das Sache meines Kollegen. Der hat den ganzen Tag weiter nichts zu tun, als gemächlich auf seinem Kontorschemel zu sitzen.“

Aber Frau Dorettes ammutiges Gesicht glitt ein freundliches, halb schalkhaftes Lächeln. „Sei nur still, Männchen“, schmeichelte sie, und strich mit milder Hand die Zornesfalte aus seiner Stirn glatt. „Es geht noch mehr Menschen so wie dir. All das, was man leistet und schafft, sogar über seine Pflicht hinaus tut, wird nicht gewürdigt, aber jeden kleinen Mangel, jede winzigste Schwäche finden die lieben Mitmenschen immer sofort heraus. Jeder denkt eben, der andere hat nichts zu tun, weil er noch nie selbst dessen Arbeit gemacht hat. Der Chef denkt, der Angestellte hat nichts zu tun, und der Angestellte glaubt, der Chef liege den ganzen Tag auf der Bärenhaut. Ich glaube sicher, euer jüngster Lehrling kommt sich beschäftigter und tüchtiger vor als der Herr Prinzipal. Die Hausfrau denkt, die Apchin jaulenz, und die Schüler denken, die Lehrer führen das reine Schlaffenleben und erkennen die Schularbeiten nur, um die armen Kinder zu martern. Keiner sieht und versteht das Tagewerk des andern. Sie sind eben allesamt nicht besser und nicht schlechter als ein gewisser Gustav Hünze, der nur immer abgerissene Hemdentücher, schiefhängende Bilder und bestaubte Möbel sieht. Die Hunderte von Knöpfen, die schon von unsichtbarer Hand angenäht worden sind, die unzähligen Stunden, die mit Staubwischen und Reinemachen ausgefüllt sind, die unaussprechlichen Gedanken, die sich nur darum drehen, wie alles daheim lieb und angenehm und für den heimkehrenden Gatten freundlich gestaltet sein soll — das alles rechnet ja nicht!“

„Verzeih' mir,“ sagte da ganz leise, leise eine tiefe Männerstimme, und zwei bärtige Lippen suchten nach einer kleiner, zerarbeiteten Frauenhand

Verzeih' d.



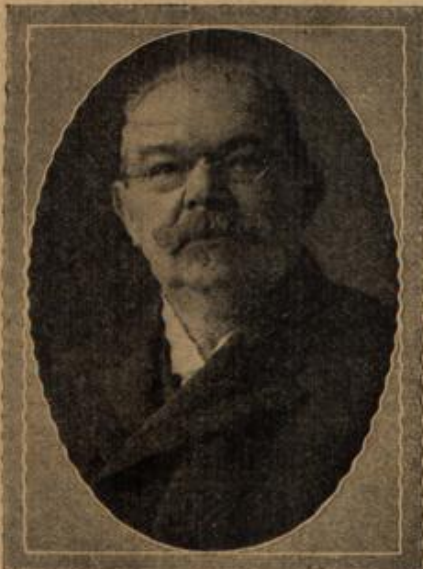
Wo ist die Dorette?

Unsere Bilder

Deutsche Liebesfähigkeit am Marmarameer. Das Liebesweck und die Kriegsfürsorge der deutschen Frauen macht an den deutschen Grenzen nicht halt. Am Marmarameer, das in den Kämpfen um Gallipoli soviel Leiden sah, in Kleinasien und Syrien bis zum Suezkanal wirkten deutsche Frauen helfend und heilend. Unsere Aufnahmen zeigen die Verwundetenpflege in Roda am Marmarameer, wo sich sieben Lazarette befinden. Unter den türkischen Ärzten befindet sich seit Monaten auch eine deutsche Ärztin Dr. Maria Frese, die erste Ärztin, die in einem türkischen Militär-lazarett tätig ist. Drei deutsche Schwestern halten die Pflege in Händen, auch bei den Verbänden helfen freiwillige deutsche Helfersinnen, Offiziers-frauen, Lehrerinnen usw. Unendlich viel Gutes verdanken die Lazarette in Roda seiner der beispiellosen Aufopferung der Frau Bronsart v. Schellendorf, die ein eigenes Lazarett vollkommen selbständig leitet und auch für die übrigen Lazarette finanziell und persönlich helfend eintritt. Dankbar anerkennen die einfachen türkischen Soldaten das Blicken dieser deutschen Frau, und verehrend blicken sie auf die Beschützerin ihrer verwundeten Kameraden. Unsere Aufnahmen zeigen den türkischen Chirurgen Dr. Gaath Bey und Dr. Maria Frese, die Schwestern und Angestellten des Militär-lazaretts St. Joseph in Roda bei Konstantinopel.

Die Deutsche Bäckerei in Leipzig. Inmitten des Weltkrieges ist in diesen Tagen dank der Tapferkeit deutscher Männer, an ihrer Spitze der Vorsteher des Bäckervereins deutscher Buchhändler, Geheimrat Siegelwart, das zweite Riesenbauwerk in Leipzig vollendet worden. Dem Bahnhofs, dessen Bau die schwierigen durch die Kriegslage geschaffenen Verhältnisse nicht aufhalten konnten, reiht sich die Deutsche Bäckerei würdig an. Und zwar ist der Mittelbau der Bäckerei abgeschlossen, der die Verkaufsstellen und Verwaltungsräume enthält und 900 000 Bände aufnehmen soll und dem im Laufe von 200 Jahren die weiteren Gebäude des für 10 Millionen Bänder berechneten Riesenbaues angegeschlossen werden sollen.

Vinzenz Chiavacci, beliebter Wiener Schriftsteller, starb im Alter von 69 Jahren nach langem schweren Leiden. Der durch den Bauernfeld-Preis ausgezeichnete Schriftsteller wurde am 15. Juni 1847 in Wien geboren; er hat durch eine große Zahl von Schöpfungen aus dem Wiener Leben sich einen hervorragenden Ruf geschaffen.



Vinzenz Chiavacci,
beliebter Wiener Schriftsteller f. (Mit Text.)

waren. Und als er seinen Namen schrieb, sah ich, daß seine Fingernägel rein waren, anstatt mit Schmutz besudelt, wie die jenes hübschen kleinen Bütchens in der blauen Bluse. Kennen Sie alles das nicht auch Empfehlungsbriefe? Bei mir wenigstens sind es solche, und ein zehn Minuten lauges Beobachten, beziehungsweise das Zeugnis meiner Augen gilt bei mir mehr als alle geschriebenen Zeugnisse und Empfehlungsbriefe." Et.

Gemeinnütziges

Vorzügliches Dattellonkett. Für Festtage oder Hausgesellschaften sind den ipariamen Hausfrauen folgendes, leicht selbst herzustellendes und vorzüglich mundeubendes Dattellonkett empfohlen. Ein halbes Pfund süße Mandeln, denen man ganz nach Belieben einige bittere Mandeln zufügt, werden gebraut, abgezogen und in längliche, feine Stiften geschnitten. 1/2 Pfund Datteln werden entkernt und ebenfalls in längliche Streifen geschnitten. Dann schlägt man drei recht frische Eiweiße mit einem halben Pfund feinsten Puderzucker mindestens eine halbe Stunde lang, so daß eine schnee-weiße, dicke Masse entsteht, die durch und durch schaumig ist. Man rührt dieses Schaumischlagen am besten mit einer silbernen Pösselgabel auf einem Suppenteller oder flacher Schüssel aus. Je länger man schlägt, desto schöner und ergiebiger wird die Masse. Zuletzt vermischt man eckelweise abwechselnd die Mandeln und die Datteln mit der Schneemasse und gibt noch ein Vanillpulver daran. Dann setzt man kleine Häufchen von der Masse auf Teller und bakt sie sofort in nur ganz mäßig heißen Öfen. Sie müssen schön knusprig, aber doch im Innern locker sein. Bei zu großer Hitze würden sie breitleufen und zu hart werden. — Dieses Dattellonkett ist nahrhaft und leicht verdaulich und hält sich auch lange Zeit frisch, wenn man es in einer Porzellan- oder einer feinen schließbaren Blechdose zwischen Seidenpapierstreifen luftig aufbewahrt. Für Kinder ist es ein ganz unbedenkliches Konfekt. Nach Belieben kann man noch etwas geriebene Vanillepulver oder Rosinen beifügen. M. R.

Feilen aus Aluminiumstahl zeichnen sich durch Widerstandsfähigkeit aus und besitzen beträchtliche Elastizität. Hergestellt wird Aluminiumstahl, indem man dem Gußstahl 10 Proz. metallisches Aluminium zufügt.

Eisenbitriol hat sich als Moosvertilgungsmittel auf Rasenflächen sehr gut bewährt. Es muß dreizeiten angewendet werden. Es schadet mir, wenn es roh und unzerkernert ausgebreitet wird. Man zerstampft es zu Mehl und gibt es fein verteilt oder bei trockenem Wetter in Wasser gelöst.

Königin Charlotte ist eine empfehlenswerte Herbstmanone. Sie wird im Frühjahr gepflanzt. Königin Charlotte gedeiht auch noch im Halbschatten. Man belege die Pflanzstelle mit verrottetem Düng.

Stidereien zu waschen. Recht ärgerlich ist es für die Hausfrau, wenn bei der Wäsche die schönen Farben der Stidereien nach und nach verschwinden. Niemals sollten Decken, Läufer, Wäsen, bunteste Schürzen bei der großen Wäsche gewaschen werden. Dieselben behalten nur ihren Glanz und Farbe, wenn sie allein gewaschen werden, und zwar laßt man sie nach der Zahl der Decken usw. Quillharinde. Dieselbe löst man kurze Zeit in 4-5 Liter Wasser. Ist das Wasser lau geworden, es darf nicht heiß sein, dann läßt man die Wäsche darin, bis die Quillharinde viel Seifenschium enthält. Dann werden die Decken zweimal in lauem Wasser gut gespült und zum Trocknen aufgehängt. Besonders schön werden die Stidereien, wenn man sie noch feucht, erst auf der rechten Seite und dann auf der linken Seite gut plättet. Auf diese Weise behandelt, werden die Stidereien wie neu. M. R.

Allerlei

Bedeutend gebessert. Kastellan: „Das Schloss war früher ein sehr verächtliches Raubnest, in welchem den Reisenden alles abgenommen wurde, was sie besaßen. Jetzt wird hier bloß noch Trinkgeld genommen!“

Verb. Der Turnvater Zahn liebte die Schmeicheleien nicht und wies sie meist herb ab. Eines Tages besuchte ihn ein Herr in Freiburg, dessen Name auf „Jan“ endete, und wollte ihm nach erfolgter Begrüßung etwas Verbindliches sagen, indem er, allerdings ziemlich fade, begann: „Ich schätze mich glücklich, daß mein Name wie der Ihrige endet!“ — Da fiel ihm der alte Turnvater rauh ins Wort: „Ach, darauf brauchen Sie sich nichts einzubilden, zumal da Ihr Name mit den Worten: Schlendrian, Dummmerjan, Grobian viel mehr Gemeinschaft hat als mit meinem Namen!“

Die erste Schweizer hydrobiologische Station ist am oberen Ende des Davoser Sees, inmitten der Fischzuchtanstalt, von der Landschaft Davos eingerichtet worden. Der Wissenschaft ist hierdurch ein großer Dienst erwiesen, weil es endlich möglich sein wird, einen reinen Alpensee biologisch aufs genaueste und zu allen Jahreszeiten zu untersuchen und damit der glücklichen Verbindung von Forschungs- und Laboratorium im Hochalpenklima ununterbrochen experimentelle hydrobiologische und fischereiliche Forschungen anzustellen. Eine zweite hydrobiologische Station soll dank der Stiftung eines Luzerner Privatmannes unter der Leitung von Professor Bachmann in Luzern errichtet werden.

Anaben — merkt euch dies! Ein Herr suchte mittels Zeitungsanzeige einen Karren als Gehilfe in seinem Bureau, infolgedessen sich ihm bei nahe fünfzig Respektanten resp. Bewerber vorstellten. Aus dieser Anzahl wählte er einen aus und entließ die übrigen. „Ich möchte doch gerne wissen“, sagte ein Freund, „aus welchem Grunde Sie gerade diesen Anaben wählten, der nicht einmal ein Zeugnis noch eine Empfehlung besitzt!“ — „Da treten Sie aber“, sagte der Betreffende, „er hat deren sehr viele. Als er eintrat, rüpte er sich die Schuhe ab und machte die Türe hinter sich zu, er verweilte also, daß er sorgfältig und ordnungsliebend war; er trat keinen Fuß jenem alten, lahmen Manne ab und bewies damit, daß er gutherzig und rücksichtsvoll ist; er nahm seine Kopfbedeckung ab, als er eintrat, und beantwortete meine Fragen leicht und ehrerbietig, wodurch er sich als einen wohlgezogenen, gebildeten jungen Mann zu erkennen gab; er hob ein von mir absichtlich auf den Boden gelegtes Buch auf und legte es wieder auf den Tisch, während alle übrigen darüber hinwegdrüben, und zeigte hierdurch wiederholt, daß er ordnungsliebend und dabei bescheiden war. Als ich mit ihm sprach, bemerkte ich, daß seine Kleider sorgfältig gebürstet, seine Haare sauberlich gekämmt und seine Zähne weiß wie Milch

Auflösung.

N	A	P	O	L	L	O	N	
A	N	G	E	L	I	K	A	
L	E	F	E					
O	D	I	S	S	E	L	S	
L	I	E	B	E	L	E	I	
L	E	F	E					
O	S	E	A	H	A	M	A	
N	A	H	S	T	R	I	K	A

Logogriff.
Als Vogel ist's mit P bekannt
Mit T ist's ein Gehirn Kind.
Julius Fals.

Umjettelrätsel.
Blei, Morast, Augsburg, Fuge,
Ebbe, Scharten, Riemen.
Solche Wörter sind bereit untereinander zu setzen, daß deren zwei mittlere Buchstabenstücken, von oben nach unten gelesen, die Namen zweier deutscher Städte ergeben. Fr. Guggenberger.

Widderrätsel.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Gibe, Fels, Oberfeld.

Alle Rechte vorbehalten.

Gewerkschaftliche Schriftleitung von Graf & Ciesler, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Wessler in Stuttgart.